

Karl-Markus Gauß

Zu früh, zu spät

Zwei Jahre

ISBN-10: 3-552-05397-2

ISBN-13: 978-3-552-05397-7

Leseprobe

Weitere Informationen oder Bestellungen unter
<http://www.zsolnay.at/978-3-552-05397-7>
sowie im Buchhandel

Die Religion des guten Gedächtnisses

SEIT EIN PAAR MONATEN liegt ein Ziegel von Buch bei mir; oft habe ich ihn in die Hand genommen und meine Kräfte an ihm gemessen. Das Buch hat die Zagreber Germanistin Mirjana Stancic´ verfaßt, sachkundig und klug. Er heißt »Manès Sperber. Leben und Werk«. Auf 600 eng gesetzten Seiten und in mehr als tausend Fußnoten geht Stancic´ den Spuren eines weltberühmten Autors nach, von dem, zwanzig Jahre nach seinem Tod, kein einziges Buch in den Buchhandlungen mehr zu kriegen ist. Durch diese Studie, die mir die Neue Zürcher Zeitung zur Rezension geschickt hat, bin ich aus meinem Lesealltag gerissen und nach so vielen Jahren wieder auf Sperber gebracht worden. Ich holte seine Bücher aus dem Regal und begann nicht nur, in ihnen zu lesen, sondern staunend auch die unzähligen Anmerkungen zu bedenken, die ich vor einem Vierteljahrhundert, begeistert, ratlos, empört, in ihnen hinterlassen habe – mir für eine andere, spätere Zeit meines Lebens als Hinweis und zur Erinnerung an jenen Anderen, Jüngeren, der ich mir dann bereits geworden sein werde. Wenig kann einem die eigene Geschichte, die Stimmung abgelegter Jahre, den Duft längst verlassener Wohnungen, das Ringen, in dem man sich an der Welt und sich selber erprobte, so intensiv vergegenwärtigen wie die neuerliche Lektüre von Büchern, die man lange nicht mehr angerührt hat. Jedes Buch, mit dem du einmal gelebt und das du vergessen hast, ist mit vielen, ebenso tief ins Vergessen eingesunkenen Erlebnissen verschwistert, und begibst du dich noch einmal in dieses Buch, zieht ein Erlebnis das nächste in dir herauf.

Als ich, von der Biographie angeregt, wiederum die »Wasserträger Gottes« in die Hand nahm, fand ich auf der dritten Seite die erste, mit kräftigem Strich eines weichen Bleistifts markierte Stelle: »Die einzige Polin, die bei uns in Dienst ist – die anderen Mädchen sind Rutheninnen aus den Dörfern, die das jüdische Städtchen umschließen –, Jelena führt mich, nachdem wir über den Zaun geklettert waren, ins Haus der Polen.« Im ganzen Satz hatte ich nur »Rutheninnen« unterstrichen, und an den Rand fand ich einen Pfeil gesetzt, das Zeichen, mit dem ich mich selber dazu aufzufordern pflegte, ein Thema nicht aus den Augen zu verlieren, eine These weiterzuverfolgen, mich über einen Begriff kundig zu machen. Nun betrachtete ich die belanglose Einschreibung in dem Buch und sah

mich in dem dunklen Kellerzimmer einer baufälligen Villa aus dem 19. Jahrhundert sitzen, das ich vor Zeiten bewohnte; ich sehe und rieche das geräumige Zimmer mit den schimmelnden Wänden, ich höre den schwarzen Käfer, dessen Schaben über den Holzboden mich eines Nachts aus dem Halbschlaf weckte, ich winke durch das tiefgelegene Fenster frühmorgens meinem Freund Richard Pertlwieser nach, der mit seiner Frau unter dem Dach wohnt und eben mit seinen kleinen, trippelnden Schritten, übermüdet von der Zecherei der Nacht, zum nahegelegenen Bahnhof Parsch eilt, den Kragen des Regenmantels hochgestellt – Inspektor Columbo nennen ihn seine Schüler –, um in das sechzig Kilometer entfernte Vöcklabruck zu fahren, wo er im Gymnasium seine erste Anstellung gefunden hat. Und dann fiel mir ein, daß ich mich, fast schon ein halbes Leben, nachdem ich in jener Villa lebte und mir in Sperbers Autobiographie die Rutheninnen aufgefallen waren, selber auf die Suche nach den Ruthenen in der Slowakei und in der Ukraine begeben habe, ohne daß ich mich dabei der Lektüre Sperbers besonnen hätte (doch hat sie, auch wenn ich mir dessen nicht bewußt war, das Ihre gewiß dazu beigetragen: der Klang des Wortes, in »Die »Wasserträger Gottes« wurde er zum ersten Mal in mir angeschlagen).

Es fiel mir nicht leicht, Manès Sperber zu entdecken. Ich muß ein Gymnasiast gewesen sein, als ich ihn das erste Mal sah, im Fernsehen, in dem er ein langes Gespräch mit einem Mann führte, der ihm die Fragen so zuwarf, als kenne er schon die Antworten, die Sperber geben werde und die dieser ihm tatsächlich zuverlässig zu geben schien. Sperber formulierte mit Grimm, und seine Sätze klangen wie endgültige Bescheide, mit denen er ein Verfahren ein für allemal abschloß. Einspruch gegen sie zu erheben schien ein aussichtsloses, ein einfältiges Vorhaben zu sein, hatte er doch seine Verhandlung, die er offenbar nur mehr für das Fernsehen führte, längst beendet. Soviel weiß ich noch, daß er gegen die Studenten wettete, die gerade dabei waren, sich in Frankreich, Deutschland, sogar in Österreich gegen das zu erheben, was mit einem mittlerweile vergessenen Wort »Establishment« hieß; daß er sie so unnachsichtig tadelte, hat mich, der ich mit Sechzehn, Siebzehn von den Pariser Studenten und wofür oder wogegen sie auf die Straße gingen, kaum etwas wußte, instinktiv gegen ihn eingenommen.

Das war keine politische Blindheit – mit dem meisten, was Sperber damals vorbrachte, hatte er recht, wie ich heute weiß – und auch keine ideologische Verstocktheit, hatte ich mich doch mit der Geschichte der alten und der neuen Linken noch kaum beschäftigt, sondern nichts als spontane Solidarität mit meiner Generation. (Diese Solidarität würde sich mit den Jahren verlieren.) Der Mann, der da im Fernsehen über die Studenten sagte, daß sie verwöhnte Kinder des Wohlstands seien, die die Freiheit, in der sie aufzuwachsen das Privileg hatten, nicht zu schätzen wußten: er kam mir wie ein Schulmeister vor, der über Schüler, die sich längst aus dem Staub gemacht hatten, im Konferenzzimmer herzog, und ich glaube, ich hielt ihn, schroff, wie er urteilte, für einen erzreaktionären Bußprediger. Und an so einem war ich am allerwenigsten interessiert. Was ist eigentlich aus dem »Establishment« geworden? Als ich das Wort zum ersten Mal hörte und bald selber verschwenderisch verwendete, galt alles für Establishment, was wir selber weder sein noch werden wollten. Establishment, das war mehr als nur die privilegierte Oberschicht, denn in die Oberschicht aufzusteigen ist für einen, der ihr nicht durch Herkunft angehört, keine leichte Sache. Zum Establishment hingegen konnte jeder ganz leicht werden, er brauchte nur einmal nicht aufzupassen, schon hatte auch er seinen vorschnellen Frieden mit »der Gesellschaft«, schlimmer: mit »dem System« geschlossen und war ins Establishment abgedankt. Um zum Establishment zu gehören, mußte man nicht über den materiellen Reichtum, gesellschaftlichen Rang, politischen Einfluß eines Patriziers verfügen, es genügte, daß man sich mit dem, was man erreicht hatte, zufriedengab und fürchtete, die Welt würde womöglich nicht immer so bleiben, wie sie war. Establishment, das war die Verlockung, der fortwährend selbst frech und hochgemut angetretene Geister erlagen, die Verlockung zum Bürger, der sich ängstigt, irgendwann in seiner Behäbigkeit erkannt und aufgescheucht zu werden.

Kurz nachdem er mit der Kommunistischen Partei gebrochen hatte, weil es ihn krank, tatsächlich krank am Herzen machte, daß er wider besseres Wissen die Moskauer Prozesse, die Zwangskollektivierung, die Direktiven der Komintern verteidigte, hat Sperber binnen weniger Wochen »Zur Analyse der Tyrannis« verfaßt, in der es an zentraler Stelle heißt: »Die Tyrannis, das ist nicht nur der Tyrann, allein oder

mit seinen Komplizen, sondern das sind auch die Untertanen, seine Opfer, die ihn zum Tyrannen gemacht haben.« Ich habe diesen Satz in der Ausgabe aus dem Jahr 1975 mit einem Ausrufezeichen am Seitenrand markiert, was ich bis heute nur tue, wenn ich einen Gedanken für erhellend, eine Formulierung für endgültig halte. Aber habe ich den Satz auch wirklich aufgenommen, ihn auf mein politisches Denken durchschlagen lassen?

Was Sperber als Tyrannis charakterisierte – im Jahr 1937, als er Faschismus und Stalinismus als »falsche Alternative« erkannte und beider Tyrannis bereits zahllose Opfer gefordert hatte –, gerade das schien mir das spottwürdige »Establishment« auszumachen: eine Herrschaft, die nicht nur von der Oberschicht ausgeübt wird, sondern an der auch Zahllose mitbauen, in deren Interesse sie gar nicht ist. Bei Sperber hätte ich damals studieren können, daß die Identifikation von Tyrannis und Establishment frivol ist, weil sie in selbtherrlichem Ekel vor der Trivialität der bürgerlichen Gesellschaft über die Kleinigkeit von Millionen Ermordeten und Deportierten hinwegsieht.

In der »Analyse der Tyrannis« stoße ich erst jetzt auf die Formel von der »falschen Alternative«. Offenbar ist sie mir, als ich in den späten siebziger Jahren das Buch mit Anmerkungen versah, nicht aufgefallen. Nein, schreibt Sperber, der nach seinem Bruch mit der Partei ins Nichts gefallen ist, von seinen Weggefährten und Genossen »in eine schalldichte Isolation« verstoßen, nein, man dürfe sich nicht der falschen Alternative ergeben und sich durch sie zur Gefolgschaft zwingen lassen. Die falsche Alternative lautete damals: Stalin oder Hitler. Wer die Sowjetunion nicht als Heimat aller Werktätigen anerkennt, der stärkt Nazideutschland. Wer daran zweifelt, daß die stalinistische Säuberung tatsächlich Saboteuren, Verrätern, Diversanten, Agenten gilt, der nutzt, selbst wenn er es nicht beabsichtigt, dem Faschismus. Die Alternative ist falsch, schreibt Sperber 1937; ihr zu widerstehen mußte ihm gleichwohl schwerfallen. War er nicht verpflichtet, einer Partei die Treue zu halten, »deren Anhänger im Dritten Reich grausam verfolgt, in Konzentrationslagern gequält und vernichtet wurden«? Und: Schloß man sich nicht selbst aus dem Kampf gegen den Faschismus aus, wenn man die Sowjetunion, die bald darauf von der Wehrmacht überfallen wurde, kritisierte oder gar auf die zahllosen Sowjetbürger

hinwies, die den verordneten Hungersnöten, den Prozessen zum Opfer gefallen waren?

Ich war überzeugt, daß Sperber meine intellektuelle Entwicklung nicht beeinflußt hatte. Jetzt entdecke ich konsterniert in seinem Essay, den ich schon einmal gelesen habe, die Formel von der »falschen Alternative«. Dem »Zwang zur falschen Alternative« zu widerstehen, das ist doch seit langem meine ureigenste politische Forderung, so oft habe ich sie erhoben, daß mir allenthalben schon das Patent auf sie zugebilligt wird! Die auf vielerlei anwendbare These vom »Zwang zur falschen Alternative«, sie war mein Hebel, die lähmende Mechanik aufzubrechen, mit der in Österreich Skandal gesucht und gemacht und künstlerische Provokation wie vorbestellt mit künstlicher Erregung bedankt wird. Jetzt sehe ich, daß Sperber in einer Ära und bei einer Frage, die auf Leben und Tod gestellt wurde, denselben Gedanken in dieselbe Formel gefaßt hat wie ich, der ich mich damit in vergleichsweise komfortablen Zeiten aus der Pflicht nehmen konnte, in einem lächerlich vorhersehbaren, sich wie von selbst erneuernden Streit permanent Partei zu ergreifen.

Ich weiß nicht, ob sich Sperber in mir gegen das Ressentiment durchgesetzt hat, das ich gegen ihn hegte, oder ob ich auf anderen Wegen zu der Forderung kam, die schon die seine war: der falschen Alternative keine Herrschaft über mein Tun und Denken einzuräumen (und sie mir folglich auch weder durch Kritik von der richtigen noch Lob von der falschen Seite aufzwingen zu lassen). Sperbers Warnung, die rasch in Fraktionen zerfallende neue Linke habe aus den Fehlern, den Niederlagen der alten nichts gelernt, war nur zu berechtigt; sein früher Einwurf, daß sich autoritäre Strukturen bereits verfestigen können, noch während die Leute sich in antiautoritärem Pathos gefallen, hat sich im jämmerlichen Dogmatismus der Kaderorganisationen bestätigt. Warnung wie Einwurf ernst, ja überhaupt zur Kenntnis zu nehmen, hat jedoch nicht nur die Borniertheit der Jungen verhindert, sondern auch die unduldsame Gereiztheit, mit der Sperber sie abwies. Er sprach nicht zu den Studenten, in deren Aufbegehren er ja auch die Ideale seiner Jugend, nicht nur deren Mißbrauch hätte entdecken können, sondern über sie, er hatte sie offenbar schon aufgegeben, kaum daß sie überhaupt angefangen hatten, und das erleichterte es diesen ungemein, ihn erst gar nicht zu beachten. So wenig wußte ich,

wußten viele von Manès Sperber, daß ich baß erstaunt war, als ich eines Tages erfuhr, wie er gelebt hatte, welchen Anfechtungen und Anfeindungen er ausgesetzt gewesen war und daß er sich noch im Alter als »ketzerischen Sozialisten« verstand, als »Revolutionär, der den Hoffnungen, die er begraben mußte, treu geblieben ist«. Auch das machte es leicht, sich dem, was er verfocht, nicht zu stellen: daß er seine Autorität so selbstsicher auf dem Irrtum gründete, dem er einst erlegen war. Ja, er bezog die Autorität, auf die er zweifellos Anspruch erhob, gerade aus diesem Irrtum. Seht her, ich war Kommunist, als es lebensgefährlich war, einer zu sein, mehr noch, ich war Berufsrevolutionär, habe die Sicherheit bürgerlicher Existenz aufgegeben, die euch, die ihr sie habt, verächtlich erscheint, ich habe mich wider alle Zweifel in die Garden des Stalinismus eingefügt, mit dem ihr kokettiert. Aber ich habe den Irrtum erkannt und aus ihm die Lehre gezogen, die ihr zu beherzigen verpflichtet seid. Eure dogmatische Verleugnung historischer Tatsachen ist schuldhafter Snobismus, denn ich habe die Einsamkeit, in die mich die Erkenntnis des Irrtums und die Konsequenz brachte, die ich daraus zu ziehen bereit war, auch für euch auf mich genommen! Wer so antritt, der macht es Jüngeren, nach ihm Kommenden schwer, auf ihn zu hören, gerade wenn er mit dem meisten, das er sagt, auch noch recht hat.

Das Versäumnis war ein doppeltes. Die Studenten haben sich um die Auseinandersetzung mit Sperber gedrückt, weil sie sich die gute Laune des revolutionären Überschwangs nicht durch etwas so Banales wie historische Erfahrung in Frage stellen lassen wollten; und Sperber war nicht willens, sie vor einem anderen als dem Horizont seiner eigenen historischen Erfahrungen wahrzunehmen. Ein Recht auf Irrtum mochte er den Nachgeborenen, die in einer ganz anderen Situation lebten und sich gegen neue Zwänge zu behaupten hatten, keineswegs zubilligen, in Bausch und Bogen verwarf er sie, denen er unisono den »komfortablen Charakter der praktischen Unwissenheit« zumaß und die wohlfeile Bereitschaft, am liebsten »bis zum letzten Vietnamesen« kämpfen zu wollen. Eigenartigerweise hat er sich gegen die Studenten darauf berufen, ein »Marxist« zu sein, während er sie zu »Voluntaristen« erklärte, die glauben, nicht die ökonomische und politische Entwicklung schaffe eine revolutionäre Situation, sondern die Revolution stehe weltweit

auf der Tagesordnung, weil es ihr Wunsch und Wille sei. Geradezu verächtlich kommentierte er ihre rhetorische Verachtung bürgerlicher Errungenschaften, das Geschwätz von der »repressiven Toleranz«, mit der sie doch recht angenehm zu leben wußten: »Sie scheinen überzeugt zu sein, daß das Volk dem Konsumterror erliegt – sie selber aber nicht. Der französische Adel vor der Revolution glaubte nicht an Gott, aber er legte großen Wert darauf, daß das Volk an ihn glaubte.«

Sperber stand in seinem Leben mehrfach vor dem Nichts. Als er mit den Eltern 1916, während des Ersten Weltkriegs, aus dem jüdischen Shtetl nach Wien flüchtet, gerät die Familie in Armut, er selbst in die Fänge eines antisemitischen Lateinprofessors, der seine galizische Aussprache nachahmt und ihn jede Schulstunde aufs neue verhöhnt. Der Sechzehnjährige will das nicht hinnehmen, verläßt in der fremden, die Zuwanderer aus dem Osten des Reiches als Fremde abweisenden Stadt von einem Tag auf den anderen das Gymnasium, nimmt sich den Individualpsychologen Alfred Adler zum Lebenslehrer und ist noch nicht zwanzig, als er von diesem die therapeutische Lizenz erhält. Ende der zwanziger Jahre kommt es zum Bruch mit Adler, den Sperber lange hinauszögert, endlich radikal vollzieht. (Der Totalitarismus, übrigens, war bereits so etwas wie das geistige Klima der Zeit, lange ehe er zur politischen Macht wurde. Alfred Adler, der seinen Lieblingsschüler, der ihm politisch zu radikal geworden war, wütend bannte, just als dieser sich aus Eigenem seinem Bannkreis entzog, sprach in der Terminologie der stalinistischen Säuberung von »Schädlingen in der Bewegung«, die es aufzuspüren und zu eliminieren galt; die Schädlinge, das waren für Adler jene ungetreuen Schüler, die die Individualpsychologie mißbrauchten, um »kommunistische Propaganda zu treiben«.) Über Jahre stürzt sich Sperber darauf in die Parteiarbeit, was auch bedeutete, daß er den Kampf gegen Abweichler, Reformisten, Reaktionäre ebenso schonungslos führt, wie er ihn später kritisieren wird. Erste Bedenken, die ihm bei einem Besuch der Sowjetunion kommen, kämpft er nieder, und als die NSDAP die Macht im Staat erobert, ist Sperber kein anonymer Funktionär, sondern einer der bekanntesten Intellektuellen der KPD. Ein Zeitungsfoto, aufgenommen am 31. März 1933 in Berlin, zeigt ihn mit vier anderen hochrangigen kommunistischen Funktionären auf einem LKW, davor

feixende SS, die die mißhandelten Männer in Gestapo-Haft nimmt. Dem Tod nur knapp entronnen, schlägt er sich über Prag und Wien nach Zagreb durch, später nach Paris.

Als er dort mit der Partei bricht, der er mehr als zehn Jahre gedient und für die er manch helllichtige Studie, manch erschreckend dogmatische Schrift verfaßt hatte, ist das für ihn wie ein »Sprung ins Nichts«. Zugleich aber heilt er mit diesem Sprung die gefährliche Herzkrankheit, an der er litt; er begreift, ganz im Sinne Alfred Adlers, daß sein krankes Herz ihm im »Organdialekt« mitgeteilt habe, »daß es nun aus sein mußte mit allen Vorwänden, mit falschen Rechtfertigungen, mit dem Selbstbetrug«. Kaum daß er gesprungen war, sind die Symptome der Erkrankung verschwunden.

Woher hat er die unbesiegbare Lebenszuversicht bezogen, die er nie verlor, die grandiose Fähigkeit, mit Enttäuschungen fertigzuwerden, ja gerade im »Nichts« zu neuen Kräften zu kommen? Er selbst hat diese charakterliche Disposition auf das Shtetl zurückgeführt, in dem »Armut, aber nicht Armseligkeit« herrschte, wie er im ersten Band von »All das Vergangene«, der dreibändigen Autobiographie, schreibt. Dem religiösen Glauben hat er schon als Jugendlicher und für immer abgeschworen, aber die Erinnerung an das Shtetl, dessen »civitas Dei« in ihrer Glaubensgewißheit durch kein Elend je zu erschüttern war, hütete er als »wirksamen Schutzschild gegen Kränkungen, enttäuschte Erwartungen und jedwede Traumatisierung«. Der Atheist, glaubensstark praktizierte er die »Religion des guten Gedächtnisses«.

Zu der gewissermaßen ererbten Lebenskraft kam hinzu, daß Sperber, der gelernte Psychologe, auch ein naturwüchsiger Psychologe in eigener Sache war. Darum sind seine autobiographischen Bücher und Aufsätze nicht nur intellektuell anregend, sondern geradezu persönlich ermutigend, nicht zu sagen von lebenspraktischem Nutzen für den, der sie liest und durchaus zu seinen eigenen Konflikten in Beziehung setzen darf. Etwa die Todesangst oder die Einsicht in die Endlichkeit der eigenen Existenz oder die Erfahrung von Hinfälligkeit, Schwäche, Krankheit. In der Gestapo-Haft drohte Sperber stündlich die Ermordung; der Todesangst wurde er mittels der »pessimistischen Ermutigung« Herr, indem er sich in seiner Zelle nötigte, die schlimmstmögliche Wendung der Dinge, die »Erschießung auf der Flucht«, so oft und präzise in Gedanken

vorwegzunehmen, als inneres Bild vorzustellen, bis nach und nach die Angst ihre Herrschaft über ihn verlor.

Seine Autobiographie wiederum begann er erst mit 67 Jahren zu schreiben, nachdem er beim Überqueren einer Straße gestolpert war, für einige Momente das Bewußtsein verloren hatte und sich so auf einen Schlag seiner Endlichkeit bewußt wurde. Was tun, wenn unvermittelt das Nichts vor einem aufgähnt, der schwarze Schlund, in den wir alle stürzen? Sperber setzte sich ein monumentales Werk als Herausforderung, mit dem er in seine früheste Kindheit zurückkehren und seinen Lebensweg durch ein Jahrhundert der Verheißungen und Verwerfungen noch einmal gehen konnte. Am Ende würde es, wider den körperlichen Niedergang, die schockartige Wahrnehmung des eigenen Verfalls begonnen, tausend Seiten umfassen, die Hermann Kesten als die »universelle Autobiographie des 20. Jahrhunderts« bezeichnete.

Mit »psychosomatischer Spontaneität« hat sich Sperber zeitlebens, wenn er in Krisen geriet, selbst zu heilen versucht – und es erstaunlich oft auch zuwegegebracht: meist durch neue, alle seine Kräfte mobilisierende Arbeit. Noch die rastlose Vortragstätigkeit seiner letzten Lebensjahre, als er von Kongreß zu Kongreß eilte, Lesungen und Vorträge hielt, Fernsehauftritte in Serie absolvierte, hat seine Frau Jenka nachträglich darauf zurückgeführt, daß er diese permanente Überarbeitung am besten dafür geeignet hielt, die Angina pectoris zu behandeln und der Panik, der Erschöpfung, die diese Krankheit unvermeidlich begleiten, zu trotzen.

»Die universelle Autobiographie des 20. Jahrhunderts.« Sperbers Persönlichkeit war aus so vielen Facetten zusammengesetzt, daß sich in seiner geistigen Gestalt das Jahrhundert selbst zu bündeln scheint, mit seinen Widersprüchen, Kämpfen, Aufbrüchen, mit dem schönen Aufflug rebellischer Ideen und dem schmachvollen Zusammenbruch von Illusionen, mit Selbstüberschätzung und Selbstaufgabe des Intellektuellen, der sich zum Welterlöser berufen fühlte und zum Parteisoldaten verkam. Bei allem, was Sperber in seinen politischen Schriften polemisch verwarf oder proklamierte, sprach er stets mit dem Anspruch, daß sich in seiner eigenen Biographie die großen Konflikte der Epoche spiegelten und daß er folglich über das verfügte, was man historische Erfahrung nennt. Es waren die Erfahrungen eines Juden, der am galizischen Rand der

Donaumonarchie zur Welt kam und den Messianismus, den er im chassidischen Shtetl kennenlernte, später in der kommunistischen Bewegung wiederfand; eines kommunistischen Agitators, der sich fasziniert dem politischen Messianismus ergeben hatte und später auf ihn allergisch reagierte; eines Antikommunisten, dem der Bruch mit der Partei, die Unterdrückung des eigenen Denkens, die politisch gewendete Sehnsucht nach Erlösung zu Lebensthemen wurden; die Erfahrungen schließlich eines Intellektuellen, der nicht müde wurde, vor der Verführung des Intellektuellen, die einst – als Verführter und als Verführer! – auch die seine war, zu warnen.

Zabl/otów, wo Sperber geboren wurde, ist nicht so weit entfernt von Czortków, wo zwei Generationen vor ihm ein Schriftsteller zur Welt kam, der heute vor hundert Jahren, am 28.1.1904, gestorben und fast völlig vergessen ist. Karl Emil Franzos wuchs als Sohn eines Arztes dort auf, wo der galizische Schlamm am tiefsten war, und nach der Schule nahm er bei erster Gelegenheit Reißaus, um in den Westen, nach Wien, zu gelangen. Dort hat sich der Jude in der Studentenverbindung »Teutonia« tüchtig beim Fechten bewährt, ehe er nach Graz zog, wo er Präsident der »Orion« wurde. Den Geburtstag Humboldts feierten deren Bundesbrüder stets in Czernowitz, einem Zentrum deutscher Bildung im Osten. Wie sein Vater war Franzos davon überzeugt, daß die geknechteten, in Unwissenheit gehaltenen Nationalitäten Osteuropas der deutschen Aufklärung teilhaftig werden müßten, um sich aus ihren entwürdigenden Verhältnissen befreien zu können.

Es ist die Tragik dieses Schriftstellers, daß er von der kulturellen Mission der Deutschen im Osten träumte, während in Deutschland diese Mission gerade imperialistisch gewendet wurde; daß er die Emanzipation der osteuropäischen Juden aus deutschem Geist verlangte, während sich die Studentenverbindungen seiner Jugend »Arierparagraphen« gaben und Juden aus dem universitären Leben zu vertreiben versuchten. Zunehmend verzweifelt hielt Franzos gegen die Realität an einem Bildungsraum deutscher Kultur fest, als sich dieser bereits zersetzt hatte. Als »Germanisierung« wollte er seine Vision, daß der Osten am deutschen Wesen genesen möge, keineswegs verstanden haben. Er war erschüttert von der Armut im Shtetl, von Elend, Seuchen, Alkoholismus, die ganz Galizien beherrschten, und er beklagte in seinen Schriften die Unwissenheit

der ruthenischen Knechte, den Traditionalismus der jüdischen Gemeinden, den Antisemitismus der Panslawisten, die Gleichgültigkeit der österreichischen Beamten. Für all die Krankheiten des Ostens wußte er eine deutsche Arznei, nur hatte er übersehen, daß der deutsche Arzt, der an der Spitze des Staates praktizierte, nicht Lessing, sondern Bismarck hieß.

Die Welt verdient es, erlöst zu werden. Das jüdische Schtetl lebte in der unablässigen Erwartung der Erlösung, der Messianismus war keine theologische Spitzfindigkeit, sondern die alltägliche Lebenswirklichkeit des Schetls. Für Karl Emil Franzos, der im Schtetl aufwuchs, konnte die Erlösung des Ostens, da sie nicht der Messias bringen werde, nur aus dem Westen, aus Deutschland, kommen. Manès Sperber wandte den Messianismus hingegen bereits ins Sozialrevolutionäre: Der Kommunismus werde nicht nur das schreiende Unrecht beseitigen, sondern die Welt aus ihren Widersprüchen erlösen – der Glaube daran, er hat es eindringlich beschrieben, ist auf ihn vom religiösen Messianismus des Schetls überkommen.

Ich fürchte, als ich das erste Mal ostwärts fuhr und dabei nicht an Karl Emil Franzos oder Sperber dachte, deren Werke ich doch Jahre zuvor studiert hatte, war ich auch von dem uneingestandenem Wunsch getrieben, im Osten von der westlichen Zerrüttung der Seele geheilt zu werden: Erlösung nicht des Ostens, sondern aus dem Osten. Der Osten ist immer auch eine Imagination des Westens gewesen, ein Traumbild, das weniger mit der Realität des Ostens als mit westlichem Überdruß, mit dem Überdruß am Westen, zu tun hat. Ich maße mir allerdings an, schon im ersten mazedonischen Dorf, in das ich trat, das Unzulängliche und Unzulässige meiner Projektion durchschaut zu haben, als ich geradezu erschrocken in einer Welt zu mir kam, die ganz anders war, als ich sie mir ausgemalt hatte. Was blieb mir, als das Leichtfertige meines Aufbruchs zu bedenken und das geistige Gepäck, vollgestopft mit falschen Erwartungen, verklärten Bildern, abzuwerfen, um auf der Wanderung in den Osten weiterzukommen als nur bis zum Rand meiner eigenen Illusionen? Was ich fand: daß der Osten nicht mir Rettung verheißt, daß es aber vieles gibt, das es dort zu retten gilt, weder aus dem Geist der deutschen Aufklärung noch aus dem des Marxismus, nicht von wohlmeinenden Emissären, nicht von wohlhabenden

Geschäftemachern aus dem Westen. Natürlich trifft auf den Osten (und nicht nur auf ihn) zu, was Manès Sperber einmal emphatisch von Europa selbst gesagt hat: »Europa verdient, gerettet zu werden, und Europa wäre wahnwitzig, wenn es glaubte, daß es anders als durch sich selbst gerettet werden kann.«

Karl Emil Franzos wurde auf einen Schlag berühmt. 1876 veröffentlichte er 28jährig zwei Bände, die den Titel »Halb-Asien« und den Untertitel »Culturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien« trugen. Das eine Wort, »Halb-Asien«, hatte er selbst geprägt, das andere, »Culturbilder«, verwendet, um das Besondere seiner Literatur zu charakterisieren. Halb-Asien, das waren die habsburgischen Länder im Osten Europas, in denen viele verschiedene Ethnien mehr neben- als miteinander lebten, die nicht nur von selbtherrlichen Feudalherren ausgebeutet wurden, sondern sich auch gegen die Verlockungen der Moderne in einem geradezu lebensfeindlichen Traditionalismus abgeschottet hatten. Halb-Asien war ein halbes Europa, und es zu einem ganzen zu machen, war Franzos literarisch angetreten.

»Culturbilder«, das ist ein Überbegriff für verschiedene Genres, die Franzos zu Gebote standen und die er meist sogar in ein- und demselben Text aufbot: Novelle, ethnographische Studie, Erzählung, Reisebericht, Naturschilderungen, historischer Exkurs, journalistische Reportage, feuilletonistische Skizze.

Pro domo. Solche Überschreitung der literarischen Genres hat mich immer interessiert, viele Bücher gefallen mir gerade deswegen, weil ihre Autoren verschiedene Genres verbinden. Auch Manès Sperber hat eine eigene literarische Form geschaffen, die es ihm ermöglichte, zugleich zu beschreiben und zu spekulieren, mit sinnlich eingefangener Stimmung zu berücken und mit Argumenten zu überzeugen. Er ist ein erzählender Essayist, dem es zwar um gedankliche Schärfe, um die Klarheit des Ausdrucks zu tun ist, der aber, was immer er schreibt, anschaulich darzulegen weiß und es meist erzählend aus dem Fundus der Erinnerung, aus der Anekdote, dem Bild eines Menschen, der Atmosphäre eines Raumes, eines Ortes, einer Situation entwickelt. Seine erzählenden Essays gelingen ihm dabei besser als der Roman »Wie eine Träne im Ozean«, in dem er die Sache umgekehrt angegangen ist und einen essayistischen Roman verfertigt hat. Dieser ist zwar spannend und lehrreich, ein

bedeutendes Dokument der ideologischen Kämpfe im 20. Jahrhundert, aber das Thesenhafte der Gespräche, die in ihm geführt werden und von denen keines für sich steht, ein jedes eine ganz bestimmte illustrative Funktion zu erfüllen hat, das zeithistorisch Didaktische ist auch eine Schwäche dieses Buches, mit dem Sperber weltberühmt wurde, eine Schwäche, die er, der in der Poetik der Romankunst keineswegs ahnungslos war, bewußt in Kauf genommen hat.

Übrigens: In seiner berühmten Rede zum Büchner-Preis hat Paul Celan einen »wiedergefundenen Landsmann« der Bukowina beschworen. Er meinte Karl Emil Franzos, der als einer der ersten die Bedeutung Georg Büchners erkannt hatte. Im Nachlaß des vier Jahrzehnte zuvor Verstorbenen hatte Franzos das Woyzeck-Fragment entdeckt und entziffert, 1879 gab er die erste Gesamtausgabe des Dichters heraus, über den er schrieb: »Büchner zeichnet eben Menschen, keinen knetet er aus dem Kot, keinen aus Sternen, sondern aus beiden...« (Ach, der »Woyzeck« bei den Salzburger Festspielen, letztes Jahr: weder Elend noch Sehnsucht. Nur Blutsuppe.)

Sperber wiederum hatte mit Paul Celan im Pariser Exil Freundschaft geschlossen. Er hielt die geradezu methodische Verdunkelung von Celans Lyrik, die dreißig Jahre, nachdem der Dichter in die Seine gegangen ist, einen immer vornehmeren Club von Interpreten damit beschäftigt, Hermetisches über eine hermetisch verschlossene Dichtung zu schreiben, für einen Irrweg, der ins Geraune führte. Selbst von der Lyrik verlangte er, was er von der Philosophie forderte, immerhin so klar zu sein, daß sie dem, der sich ehrlich bemüht, Zugänge offenhält, statt diese mit kunstvoll wie künstlich verrätselter Sprache zu verschließen und sich an den priesterlich Eingeweihten zu richten.)

Franzos hat ein monumentales Werk hinterlassen, bei dem die Gattungsbezeichnungen, die er für dessen einzelne Teile wählte, etwas Willkürliches haben. Auf »Halb-Asien« folgten die Sammlungen »Vom Don zur Donau« (1878) und »Aus der großen Ebene« (1888), beide im Untertitel ebenfalls als »Culturbilder« bezeichnet, und »Novellenkränze«, »Romane«, Erzählbände. Alle waren sie bestimmt von dem Ethos, das Franzos im Vorwort zu »Vom Don zur Donau« formulierte: »Culturarbeit kann nur glücken, wo Frieden herrscht. Darum kämpfe ich um Gleichberechtigung der

Nationalitäten und Konfessionen jenseits der Karpaten, darum stehe ich gegen die Unterdrücker für die Unterdrückten. Ich bekämpfe den Druck, welchen die Russen auf Kleinrussen und Polen üben, aber wo die Polen, wie dies in Galizien der Fall ist, ein Gleiches tun, da kämpfe ich gegen den Druck, welchen sie den Kleinrussen, Juden und Deutschen auferlegen. Ich trete für die Juden ein, weil sie geknechtet sind, aber ich greife die Knechtschaft an, welche die orthodoxen Juden selbst den Freisinnigen ihres Glaubens bereiten.« Seit 1887 lebte er in Berlin, bis zuletzt entschlossen, von beidem nicht zu lassen, nicht von seinem Judentum – und nicht von der deutschen Aufklärung, die ihm dazu berufen war, das in den Fesseln der Orthodoxie, des Aberglaubens, der religiösen Despotie gefangene Ostjudentum zu befreien. Als er starb, heute vor hundert Jahren, waren Dutzende Bücher von ihm in hohen Auflagen auf dem Markt. Er war kein Karl May des Wilden Ostens, er kannte, wovon der schrieb, aus eigener Anschauung und hat sein Wissen reisend immer wieder überprüft und vertieft. Zwischen 1928 und 1930 legte der Cotta-Verlag noch einmal eine vielbändige Ausgabe von ihm auf (in der DDR erschienen später hervorragend edierte Einzelbände). Daß der Osten Europas aus deutschem Geist zu Toleranz erwache, diese Vision des Karl Emil Franzos ist von den Nationalsozialisten vernichtet worden. Die Welt, von der seine Kulturbilder einprägsame Kunde gaben, ist ausgelöscht; was dieser Autor dem Westen vom Osten erzählte, bietet daher keine nostalgische, sondern eine schmerzende Lektüre.

Für Sperber standen am Ende weder Aussöhnung noch Erbitterung. Als er 1983 mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ausgezeichnet wurde, war er bereits zu krank, um die Dankesrede selbst vorzutragen. Den Text, den er nach Frankfurt schickte, hielt er für die »pazifistischste Rede meines Lebens«, sie wurde aber zu jener Zeit, als Deutschland gerade den Nato-Doppelbeschluß mit seiner Nach- oder Vorrüstung verhandelte, allenthalben als militant empfunden. Was er leidenschaftlich verfocht, liest sich heute anders als damals (wenngleich noch längst nicht zweifelsfrei richtig): Europa, schrieb Sperber, dürfe sich nicht damit zufriedengeben, der Spielball zweier Supermächte zu sein, sondern müsse selber, auch in militärischen Angelegenheiten, eine Großmacht werden. Denn seine »unübertrefflichen Werte« könne das »alte Europa« – genau jenes,

das Donald Rumsfeld zwanzig Jahre später verächtlich in die Rumpelkammer der Geschichte schicken wollte – nur behaupten, wenn es sich föderativ vereinige und seine Verteidigung zur eigenen Sache erkläre. Daß er, der den Krieg kenne und deswegen hasse, für militärische Stärke optiere, sei »unsäglich traurig, aber unvermeidlich«.

Daß die Grünen ihn aufforderten, den ihm offenbar unangemessenen Friedenspreis zurückzulegen, hat ihn gegrämt, nicht aber erschüttert. Es hat ihn gegrämt, weil er sich durchaus danach sehnte, daß beachtet werde, was er sagte, und Folgen zeitige, was er schrieb. Erschüttert hat es ihn nicht, weil er es seit 1937 gewohnt war, von der politischen Linken, auf die er doch stets bezogen blieb, wenn nicht verleumdet, immerhin nachgerade methodisch mißverstanden zu werden.

(Mittlerweile haben sie alle, die ihn damals zum alten kalten Krieger stempelten, vor ihm den Kotau gemacht, Joschka Fischer, Daniel Cohn-Bendit und, ach, jede Menge von Leuten, die einmal mit wüster Attacke, dann mit deren opportunem Widerruf für sich Reklame treiben.) Nein, was ihn schmerzte, war die Tatsache, daß fast niemand den inneren Zusammenhang seiner skandalisierten Rede mit seinem umfangreichen Werk zu entdecken und zu würdigen fähig war. Wenige Wochen vor seinem Tod klagte er daher in einem Brief, daß er hinter ein erschütterndes Geheimnis gekommen sei: daß selbst seine Freunde seine Bücher nicht gelesen hätten.

In meinem fünfzigsten Jahr nehme ich mir die Freiheit, Sperber zu lesen, als hätte er nur für mich geschrieben, für den, der ich heute bin, da meine erste Lektüre seiner Bücher 25 Jahre zurückliegt und er seit zwanzig Jahren tot ist. Seine engsten Freunde hätten seine Bücher nie gelesen? Ihnen jetzt, nah dem Tod, doch noch dahintergekommen zu sein, sei eine der traurigsten Erfahrungen, die er als Schriftsteller gemacht habe? Was meine Literatur betrifft, unterscheide ich schon immer Leser, Bekannte und Freunde.

Leser sind Menschen, die ich nicht persönlich kenne, die es aber gibt, wie mir die jährliche Abrechnung des Verlages zeigt. Außer bei Lesungen trifft man selten einen von ihnen, dafür schreiben manche mir Briefe aus der fernen Nähe, was ich als Ermutigung empfinde, weil sie mich, indem sie aus der anonymen Leserschaft heraustreten, daran erinnern, daß ich überhaupt eine habe. Bekannte wiederum sind Leute, die im weiteren Umfeld von mir leben und, wenn sie mich und

meine Frau zum Abendessen einladen, erwarten, daß ich ihnen als Hausgeschenk ein Buch von mir mitbringe. Sie kämen nie auf die Idee, selber eines zu kaufen, aber da sie es vom Autor persönlich erhalten, ist es ihnen die Dankespflicht von Menschen mit guten Manieren, es auch zu lesen, und wenn wir das nächste Mal eingeladen werden, berichten sie von allerlei, das ihnen bei der Lektüre aufgefallen ist, und freuen sich ehrlich, daß ich ihnen schon das nächste Buch mitgebracht habe.

Freunde hingegen sind jene gezählten Menschen in meiner Nähe, die gekränkt wären, wenn ich ihnen mein neuerschienenes Buch nicht artig widmete, die aber niemals eines davon lesen. Sie mögen mich, finden aber, was ich schreibe, zu kompliziert oder zu simpel, zu sachlich oder zu unsachlich, sodaß sie dazu übergegangen sind, sich die Freundschaft zum Autor dadurch zu erhalten, daß sie diese gerade nicht durch die Lektüre seiner Bücher auf die Probe stellen. So kann ich nicht nur meine Leser von meinen Bekannten unterscheiden, sondern auch an einer schlichten Tatsache erkennen, welches meine wahren Freunde sind: Freunde nenne ich jene, die kein Buch von mir gelesen, aber jedes von mir geschenkt bekommen haben.

Jänner 2004